Intergenerationelle Familienerziehung

Jutta Ecarius

1 Familienerziehung, Erziehungs- und Bildungsprozesse

1.1. Intergenerationelle Familienerziehung im sozialen Wandel: Jutta Ecarius

Ecarius verwendet Generation, um intergenerationelle Erziehungspraxen und -erfahrungen in familialen Generationen zu analysieren. Angesetzt wird an empirischen Untersuchungen zur Familie, die ergeben, dass die Dreigenerationenfamilie ein Modell der Gegenwart ist. Die stete Erhöhung der durchschnittlichen Lebenserwartung von ca. 76 Jahren für Frauen und 74 Jahren für Männer, die damit verbundenen medizinischen Errungenschaften, die Verringerung der Kindersterblichkeit und hygienische Präventionen ermöglichten erst, dass zunehmend häufiger drei Generationen für eine längere Zeit gemeinsam leben. Auch wenn die einzelnen Generationen nicht in einem Haushalt leben, ist nach Ecarius von der Dreigenerationenfamilie zu sprechen, zumal in mehr als jeder fünften Kleinfamilie die Großeltern nicht mehr als 15 Minuten Fußweg entfernt wohnen. Von 10.000 befragten BürgerInnen der alten Bundesländer im Alter von 18 bis 55 Jahren gaben 82 % an, dass mindestens ein Elternteil in weniger als einer Stunde – so in einer Studie von Bien - zu erreichen ist. Die Geschwister sind von 78 % der Befragten innerhalb einer Stunde erreichbar.

Die Familie ist ein gegenseitig aufeinander bezogenes Miteinander von mindestens zwei, häufig aber auch drei (oder vier) Generationen, die in unterschiedlichen sozialen und biographischen Zeitstrukturen den Erziehungsprozess durchlaufen und gleichzeitig durch ein interaktives Beziehungsgeflecht miteinander verbunden sind (Ecarius 2002). Familie ist in ihrer je historischen Figur ein soziales Gebilde, in der Erziehung und Aufwachsen zentrale Momente sind. Sie vereint in sich durch ihre besondere Struktur des Zusammenlebens unterschiedlicher Generationen sozialstrukturelle Dimensionen mit individuellen Interessen.

Dadurch ist die Familie auf der Mesoebene anzusiedeln. Sie ist eine vermittelnde Institution, deren Aufgaben und Leistungen durch individuelle Interessen und gesellschaftliche Anforderungen ständig neu auszubalancieren sind. Während auf der einen Seite Familie individuell gestaltbar ist und an der Befriedigung subjektiver Bedürfnisse orientiert ist, ist sie auf der makrostrukturellen Ebene mit den sozio-kulturellen, politischen und ökonomischen Struktu-

ren einer Gesellschaft verknüpft. Hierzu gehören die Bedingungen des Arbeitsmarktes und Berufslebens, das Geschlechter- und Generationenverhältnis sowie die normativen und gesellschaftspolitischen Bestimmungen der Institution Familie. Hinzu kommen sozialpolitische Entscheidungen des Wohlfahrtsstaates, die allgemeine Schulpflicht, das Kindergeld, etc. und rechtliche Regelungen der Familie. In der Familie verschränken sich individuelle Lebensmuster mit makro-gesellschaftlichen Strukturen, wobei in der Regel mehrere Generationen über Verwandtschaftsgrade aufeinander bezogen sind.

Historisch betrachtet haben sich seit den 1950er Jahren, eine Phase der gesellschaftlichen Restauration, in der sich als vorherrschende private Lebensführung die bürgerliche Familie durchsetzte, die privaten Lebensmuster grundlegend verändert bzw. um verschiedene andere Typen erweitert. Sie hat sich im Zuge fortschreitender Modernisierungsprozesse in unterschiedliche Lebensformen wie kinderlose Ehen, getrenntes Zusammenleben, nichteheliche Lebensgemeinschaften, gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, Ein-Eltern-Familien, Stieffamilien, Adoptivfamilien, Inseminationsfamilien, Drei- und Mehrgenerationenhaushalte neben der klassischen Familienform ausdifferenziert (vgl. Peuckert 2007). Statt von pluralen Familienformen zu sprechen, kann auch der Begriff Privatheitstypus verwendet werden, der genauso differenziert ist, der aber den Bezug zum Kind und damit zur intergenerationellen Erziehung besser verdeutlicht. Ecarius konzentriert sich hier auf den kindorientierten Privatheitstypus. Dieser umschließt alle privaten Lebensformen, in denen Kinder erzogen werden, unabhängig davon, ob es die leiblichen Kinder sind oder nicht. Für die intergenerationelle Familienerziehung ist somit die Erziehung einer wie auch immer gebürtlich hervorgebrachten (durch Adoption, soziale Elternschaft, Insemination) jüngeren Generation Voraussetzung.

Für den kindorientierten Privatheitstypus fallen spezifische Aufgaben und Leistungen an, die in diesen Familien – auf welche Weise auch immer - zu erfüllen sind. Die Aufgaben umfassen die Rechtspflichten, die den einzelnen Mitgliedern der Familie je nach Position zugeschrieben werden oder verweisen auf die Diskurse, was Familie, also Großeltern- und Elternschaft oder Kindheit sein soll. Die zu den Aufgaben gehörenden Normen und Werte sowie die rechtlichen Regelungen ändern sich je nach historischer Zeit. Dies ist bedeutsam, untersucht man bspw. in einem Längsschnitt intergenerationelle Erziehung über einen Zeitraum von 80 Jahren.

Die rechtlichen Aufgaben sind im Familienrecht festgeschrieben, das sich in vielfältige Einzelaspekte auffächert: hierzu gehören die rechtlichen Regelungen der Eheschließung (§ 1303), die Wirkungen der Ehe wie Güterrecht, Zugewinngemeinschaft, Erbrecht und Unterhalt, aber auch Trennung und Scheidung, Verwandtschaft, Abstammung und elterliche Sorge. Der Paragraph 1626 BGB regelt, dass Eltern für ihre Kinder rechtlich verpflichtet sind: Sie haben

das Recht und die Pflicht für ihre Kinder, die jüngste Generation, zu sorgen (Personensorge) und das Vermögen der Kinder (Vermögenssorge) zu verwalten. Im Absatz 2 ist sogar festgehalten, wie die intergenerationelle familiale Erziehung gestaltet werden soll: Die Eltern haben in der Erziehung die mit dem Alter zunehmende Fähigkeit und das Bedürfnis des Kindes zu berücksichtigen, dass es selbstständig und verantwortungsbewusst handeln möchte. Eltern sollen – möglichst - im Einvernehmen mit dem Kind die elterliche Sorge besprechen und regeln. Der Paragraph 1631 Abs. 2 gewährt dem Kind eine gewaltfreie Erziehung. Verboten sind sowohl körperliche Bestrafungen als auch seelische und entwürdigende Maßnahmen. Damit schreibt das Gesetz die familialen Aufgaben für die intergenerationelle Erziehung im groben Rahmen vor. Ihm liegt eine Vorstellung von einer idealen Erziehung zugrunde, die an Maßstäben einer demokratischen Gesellschaft mit dem Recht auf freie Meinungsäußerung orientiert ist und der die Annahme von einer inneren Entwicklungsfähigkeit des Kindes hin zum selbsttätigen Handeln zugrunde liegt. Hier fließen nicht nur anthropologische Annahmen, sondern auch normative Vorstellungen vom Kind und familialer Erziehung ein.

Neben den Aufgaben hat der kindorientierte Privatheitstypus in der intergenerationellen Erziehung auch Leistungen zu erbringen. Die Leistungen der Familie umfassen Gruppenaspekte im intergenerationellen Geflecht, deren Handlungen sich vorrangig im Alltäglichen abspielen. Der Blick ist hier darauf gerichtet, wie Familien ihre Interaktionen in Bezug auf die Kohäsion und emotionale Stabilisierung der Familienmitglieder, die Fortpflanzung, die Pflege und Erziehung der Kinder, die Haushaltsführung, Gesundheit, Erholung und die wechselseitige Hilfe tatsächlich gestalten. Erziehung ist dabei jener Teil intergenerationellen Handelns, durch den die Generationen aufeinander bezogen sind und die älteren Generationen die jüngere Generation über spezifische Erziehungsinhalte anleitet, lenkt und fördert, etc. und die jüngere Generation sich mit diesen Inhalten und Strukturen auseinander setzt und mit eigenen Impulsen antwortet.

Fokussiert werden damit die Generationsbeziehungen zwischen Großeltern, Eltern und Kindern, das intergenerationelle Beziehungsgeflecht und die darin eingewobenen Erziehungspraxen und Muster des Aufwachsens sowie die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes. Die familialen Generationsbeziehungen (vgl. Kaufmann und Rauschenbach in diesem Buch) umfassen aber auch solche, die das weitere Verwandtschaftsnetz betreffen. Zu unterscheiden ist in eine synchrone und diachrone Ebene. Die synchrone Ebene bezieht sich auf die soziale Interaktion mit Geschwistern (Bruder oder Schwester) sowie auf der weiteren Verwandtschaftslinie mit denjenigen, die dem gleichen Grad der Verwandtschaftslinie wie z.B. Cousine oder

Cousin angehören. Alle in der Familie bestehenden Verwandtschaftsgrade auf gleicher Ebene gehören dazu.

Generationsbeziehungen in der Familie

Synchrone Interaktion	Schwester u. Bruder	Cousin und Cousine
Diachrone Interaktion	Eltern, Großeltern, Kinder, etc.	Onkel, Tante, Neffe, Nichte, Großtante, etc.

Abbildung 1

Während die synchrone Interaktion die in der Verwandtschaftslinie Gleichrangigen umfasst, bezieht sich die diachrone Ebene auf soziale Interaktionen mit anderen Generationen. Diese sind solche zwischen Eltern und Kindern oder Großeltern und Kindern. Auch ist die diachrone Ebene ebenso wie die synchrone Ebene um alle Verwandtschaftsgrade zu erweitern, denn es gehören auch Tanten und Onkel, Neffen und Nichten, etc. dazu. Beide zusammen, die diachrone und synchrone Ebene, machen erst das Gesamte familialer Generationsbeziehungen aus. Die familialen Generationsbeziehungen sind nicht auf Altersgruppen oder spezifische Geburtenabstände beschränkt, sondern Voraussetzung ist der familiale Verwandtschaftsgrad.
In familialen Generationsbeziehungen spielt die subjektive Zeit und damit die Biographie, das Aufwachsen und Älterwerden, eine zentrale Rolle. Jede Generation durchwandert Lebensabschnitte: Es ist die Zeit der Kindheit und des Jugendalters auf der einen Seite und die Zeit des Erziehens und Behütens, des Erwachsenenalters und Alters auf der anderen Seite. Jedes Mitglied der Familie ist zu einem bestimmten Zeitpunkt in seinem Leben Kind und dann Jugendliche/r, wird erzogen und ist mit bestimmten sozial-historischen Mustern von Erziehung konfrontiert, mit denen es sich auseinanderzusetzen hat.
Während aus der Perspektive der familialen Generationsbeziehungen Kindheit und Jugend als Zeit des Erzogenwerdens zusammenfallen, tritt das Subjekt mit Beginn des Erwachsenenalters, sofern eine eigene Familie gegründet wird, in eine weitere Phase familialen Lebens ein. Das Subjekt wird vom Zu-Erziehenden bzw. Erzogenen zum Erziehenden und übernimmt in der Lebensphase als Erwachsene/r gegenüber der nachkommend geborenen Generation die soziale Rolle der Mutter oder des Vaters, unabhängig davon, ob es sich beim kindorientierten Privatheitstypus um eine Ein-Eltern-Familie, Inseminations- oder Adoptionsfamilie handelt. Die leibliche oder soziale Vater- und Mutterschaft wird in der Regel während der Lebensphase des Erwachsenenalters ausgeübt. Sie ist in Bezug auf familiale Generationsbeziehungen

diejenige biographische Zeit, in der Erziehungsmuster praktiziert werden und die jüngste Generation erzogen wird.

Nur durch das Zusammenwirken der Zeitlichkeit des Lebens von Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter und Alter sowie der Geburt der Nachkommenschaft, den zeitversetzten biographischen Verläufen, entstehen familiale Generationsbeziehungen. Ecarius orientiert sich hier an Überlegungen von Alfred Schütz. Erst das Neugeborene lässt aus Erwachsenen Eltern und aus Eltern Großeltern werden, wobei Erziehung beim kindorientierten Privatheitstypus ein zentraler Bestandteil familialer Interaktion ist. Das folgende Schaubild visualisiert, wie eng Erziehungserfahrung und Erziehung beieinander liegen:

Diachrone Generationsbeziehungen und familiale Interaktion im biographischen Verlauf

Generationen	**Biographischer Verlauf/Erzählung bzw. jeweilige familiale Position/Rolle** **1870----------1908----------1939----------1967----------1991---→**
4.Gen. 1870-1900	-Heranw.----Erwachs.---alter Mensch-→ Eltern Großeltern
3.Gen. 1908-1929	Heranwachs.----Erwachs.--- junges Alter ---- altes Alter → Kind Eltern Großeltern Urgroßeltern
2. Gen. 1939-1953	Heranwachs.-----Erwachs. ----- junges Alter ---- altes Alter → Kind Eltern Großeltern Urgroßeltern
1. Gen. 1967-1975	Heranwachs.--- Erwachsener --- junges Alter --- Kind Eltern Großeltern
0. Gen. 1991-offen	Heranwachs.---- Erwachsener Kind Eltern

Erzogenwerden und Erziehung sind durch den biographischen Verlauf miteinander verbunden. Jede Person, die erzieht, ist selbst erzogen worden. Jede nachfolgende Generation wird mit der Geburt des ersten Kindes zu Eltern und übernimmt die Rolle der Erziehenden. Die generative Differenz, die Altersdifferenz und die Gebürtlichkeit der „Neuankommenden“ bringen den Erziehungsprozess hervor (vgl. Wimmer in diesem Buch).

In der Familie sind die Generationsbeziehungen nicht freiwillig zusammengesetzt. Die Familie ist für die einzelnen Mitglieder insofern auch kein abstraktes Gebilde. Sie verwirklicht sich in alltäglichen Interaktionen und wird direkt erfahren. Ziel ist im idealen Fall die Erhaltung des kindorientierten Familientypus, unabhängig davon, wie dieser gestaltet wird. Familiale Interaktion folgt bestimmten Regeln, die auf Erfahrungen aufbauen und zu spezifischen kognitiven Schemata gerinnen (vgl. Mollenhauer, Brumlik, Wudtke 1975). Im intergenerationellen

Gefüge werden die eigenen Erfahrungen des Erzogenwerdens aufgenommen, verarbeitet und an die nächste Generation transportiert, die sich mit alltäglichen Mustern der Interaktion verflechten. Diese sedimentierten Interaktionmuster gerinnen zu kognitiven Schemata, aus denen auch Familienthemen erwachsen, die über Interaktionen von einer Generation zur nächsten transportiert, transformiert oder abgeändert werden.

Jede Familie entwickelt ganz spezifische Muster der familialen Interaktion, die über positive und negative Bestätigungen verfestigt werden und als konstitutives Moment in Erziehungsprozesse einfließen. Da die Familie schon vor der Geburt der nachkommenden Generation besteht, existieren bereits spezifische Muster der Interaktion. Dazu gehören auch Erfahrungen der älteren Generationen, die sie eventuell selbst im Prozess der Erziehung gesammelt haben. Die kognitiven Schemata familialer Interaktion sind nicht statisch. Sie unterliegen Wandlungsprozessen, die durch jedes Mitglied der Familie verändert werden (können).

Familienerziehung ist ein Teilausschnitt familialer Interaktion. Familienerziehung als familiale Generationsbeziehung ist somit eine spezifische Form familialer Interaktion zwischen älteren und jüngeren Generationen. Die Erziehung der älteren Generationen und die Erziehungserfahrungen der jüngeren Generation gehen häufig im alltäglichen Handeln auf. Regeln der Essenszeiten, der Freizeit, die Gestaltung von kindlichen und jugendlichen Räumen sowie die Nutzung von Räumen durch Heranwachsende sind sowohl Teil von Erziehung als auch Teil alltäglicher familialer Interaktion und Organisation. Anforderungen an das Kind, bestimmten Erziehungsregeln und Vorstellungen der Eltern, wie ihr Kind werden soll, zu entsprechen, werden über alltägliche Interaktionen sowie die kognitiven Schemata der familialen Interaktion vermittelt und vermischen sich mit der Erziehungspraxis. Hier hinein fließen Familienthemen, mit denen spezifische Aufgaben verbunden sind. Teilweise werden Familienthemen auch in das Selbstkonzept einer Person bzw. eines Familienmitglieds eingeflochten und zu einem Moment biographischen Handelns, das die Identitätsbildung prägt.

Innerhalb dessen gestaltet sich Erziehung nicht nur als ausbalancierte Interaktion zwischen den Generationen, sondern ist zugleich auch konfliktreich. Durch das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Bedürfnisse, Interessen sowie Intentionen entstehen Konflikte, die in der Regel eine ambivalente Struktur haben, so dass Nähe und Distanz in unterschiedlichen Schattierungen wirksam werden. Intergenerationelle Familienerziehung ist äußerst dynamisch, da darin sowohl Entwicklungsprozesse der Kinder als auch Prozesse des Älterwerdens enthalten sind.

Familienerziehung lässt sich auf der analytischen Ebene unterscheiden in Inhalte der Erziehung und Beziehungsstrukturen. Während die Inhalte der Erziehung eher formalen Charakter

haben, gibt die Struktur Auskunft über die Art und Weise, wie die intergenerationelle Erziehung gestaltet wird. Beide Ebenen machen erst die Komplexität und Vielschichtigkeit familialer Erziehung aus.

Intergenerationelle Familienerziehung

Inhalte der Erziehung	**(Beziehungs-)Struktur der Erziehung**
-Erziehungsregeln -Vorstellung vom Subjekt (z.B. Unterordnung, Selbstständigkeit) -Lern- und Bildungsanforderungen -Gestaltungsräume in Bezug auf die Familie und die Freizeit	-Familiales Generationengefüge -ambivalente Anerkennungsstruktur von Nähe und Distanz -symmetrische und asymmetrische Machtbalance -jeweilige Position in der Generationsbeziehung

Inhalte der Erziehung

Zu den Inhalten der Erziehung gehören die Erziehungsregeln, die Vorstellungen vom Subjekt, ob es selbstständig oder unterwürfig, gehorsam oder selbstbewusst werden soll und damit verbundene Lern- und Bildungsanforderungen an das Kind. In den Erziehungsregeln sind die Vorstellung vom Subjekt und die Lern- und Bildungsanforderungen eingewoben. Sie äußern sich als konkrete Erziehungsregeln wie z.B. Hausaufgaben zu betreuen oder nicht, strenge Vorgaben zu machen oder nicht, dem Kind Freiräume einzurichten oder es in den Handlungsaktivitäten einzuschränken. Des Weiteren gehören zu den Inhalten der Erziehung die Gestaltungsräume in Bezug auf Familie und Freizeit. Dies sind Regeln, die die gemeinsame Gestaltung von Familienzeit und kindlicher bzw. jugendlicher Eigenzeit (als Freizeit) betreffen: An welchen Tagen und wie gemeinsam gegessen wird, welche Aktivitäten in der Familie stattfinden und welche Aktivitäten mit Freunden unternommen werden.

Hierbei handelt es sich insgesamt um konkrete Inhalte, die sowohl Großeltern und Eltern als auch Kinder, Enkel, Stief- oder Inseminationskinder in empirischen Analysen ohne große Probleme benennen können. Es sind Erziehungsregeln, die Anforderungen an das Kind enthalten, sich an der Familienorganisation zu beteiligen, im Haushalt zu helfen, sich gegenseitig zu unterstützen und es sind die Regelungen von Familien- und Eigenzeiten. Die räumliche Ausgestaltung der Kinder- und Jugendwelt durch die älteren Generationen vergegenständlichen ebenfalls Inhalte der Familienerziehung: Hierzu gehören die Ausgestaltung des Kinderzimmers, die Kleidung, die Höhe des Taschengeldes, die Freizeitausrüstung wie Inline-Skates, Rollschuhe, etc., aber auch Musikinstrumente, Computer usw.

(Beziehungs-) Strukturen der Erziehung

Die Beziehungsstruktur der Erziehung ist ohne die darin involvierten Personen nicht zu denken. Das familiale Generationengefüge, die Konstellation von sozialer Mutter und sozialem Vater, Kind und Geschwister, Großeltern, Tanten, Onkel und weiteren Verwandten, die in die konkrete Erziehung eingebunden sind, ergeben die Gesamtheit eines intergenerationellen familialen Feldes. Auf der Seite der älteren Generation sind es in der Regel die Eltern und Großeltern, die in den Prozess der Erziehung involviert sind, es kann aber auch der Stiefvater oder nur der Vater sein. Auf der anderen Seite ist es das einzelne Kind oder es sind Geschwister. Das Kind muss dabei nicht das leibliche Kind sein, es kann auch das sozial angenommene oder das adoptierte Kind sein. Auch kann sich die jüngere Generation aus unterschiedlichen Konstellationen zusammensetzen: Kinder aus verschiedenen Ehen, ältere oder jüngere Kinder und weitere soziale Kindschaftsverhältnisse. Das familiale Generationengefüge erfasst insgesamt die involvierten Personen, die in den Erziehungsprozess eingebunden sind. Die Formen der Machtbalance zwischen Jüngeren und Älteren geben Aufschluss darüber, inwiefern es sich um eine symmetrische oder asymmetrische Interaktionsstruktur handelt, in der die Alterszuschreibungen ausbalanciert oder hierarchisch angeordnet sind. Darüber konkretisieren sich die Inhalte der Erziehung, inwiefern bspw. die Erziehungsregeln eher die Struktur von Befehlen oder Verhandeln aufweisen. Die Gesamtheit des Familiengefüges, das sich in jüngere und ältere Generationen aufgrund der Erziehungsaufgabe unterteilen lässt, konkretisiert sich in der jeweiligen Position, die das einzelne Subjekt einnimmt. Es ist zugleich das biographische Erleben von Erziehung. Inwieweit aber letztendlich der Erziehungsprozess als gelungen oder misslungen von den beteiligten Eltern und Kindern erlebt wird, ist maßgeblich beeinflusst von der Art der Anerkennung des Anderen und der dadurch bedingten ambivalenten Beziehungsstruktur, den Mustern von Nähe und Distanz.

Im idealen Fall wird die Beziehungsstruktur der Erziehung von den jeweiligen Seiten wechselseitig akzeptiert und das Kind und die Eltern oder Großeltern sind sich über die Inhalte einig. Sowohl die Definition über die Struktur als auch die Inhalte der Erziehung sind kongruent. Dieser ideale Fall liegt z.B. vor, wenn die Mutter dem Kind auf der Beziehungsebene signalisiert, dass sie ihr Kind liebt und unterstützt, während sich das Kind geliebt und fürsorglich behandelt fühlt. Auf der Inhaltsebene kann dies dadurch bestätigt werden, dass die Mutter beispielsweise mit dem Kind einen Bildband betrachtet und Fragen des Kindes beantwortet. Dies entspricht ganz den Wünschen des Kindes, denn es möchte mit der Mutter den Bildband erkunden und wissen, welche Namen die Abbildungen haben. Die Mutter bestätigt das Kind,

wenn es Dinge beim Namen nennen kann und das Kind ist bemüht, den Inhalt des Bildbandes zu erfassen. In diesem Fall passen die Inhalte zu den Strukturen der Familienerziehung, es besteht eine wechselseitige Anerkennung, Nähe und Distanz sind ausgelotet und die jeweiligen Positionen im Generationengefüge sind eindeutig definiert.

Jedoch ist Familienerziehung mehr als der ideale Fall einer gleichen gegenseitigen Beziehungsdefinition und inhaltlichen Ausgestaltung. Vielmehr werden in den Generationsbeziehungen, im Prozess der Erziehung und des Aufwachsens die Inhalte und Strukturformen immer wieder neu ausgehandelt und definiert. Dies liegt in der Interaktionsstruktur der gegenseitigen Anerkennungsbalance begründet. Hier wird vor dem Hintergrund der Annahmen von Honneth (2003) argumentiert, der die emotionale Anerkennung zwischen Mutter und Kind als grundlegendes Interaktionsmuster begreift. In Eltern-Kind-Beziehungen existieren starke Gefühlsbindungen, die nicht eindeutig sind, da unterschiedliche Bedürfnisse nach Bindung und Selbstständigkeitsentfaltung auszubalancieren sind. Zwar wissen Eltern und Kind, dass sie in ihrer emotionalen Bedürftigkeit vom Anderen abhängig sein, darin aber mischen sich Omnipotenzwünsche genauso wie Zerstörungsphantasien. Anerkennung des Anderen bedeutet also eine prekäre Balance zwischen Bindung und Selbstständigkeit herzustellen, es ist die Spannung zwischen individueller Selbstbehauptung und Entwicklung einerseits und symbiotischer Selbstpreisgabe und Verschmelzung andererseits. Insofern ist die reziproke Anerkennung neben aller Einigung und Zuwendung immer zugleich konflikthaft und auch zerstörerisch. Denn Ziel der Erziehung ist die Anerkennung zweier unabhängiger Personen (einer Jüngeren und einer Älteren), die sich gegenseitig akzeptieren und möglichst auch lieben, sodass sich das Kind im Entwicklungsprozess zu einem selbstständigen Wesen entwickeln kann, ohne dass die ältere Bezugsperson zerstört wird, sondern auch diese in ihrem Sosein ebenfalls Anerkennung findet. In diesem gegenseitigen Anerkennungsprozess, der in Erziehung eingelagert ist, sind Nähe und Distanz gleichermaßen vorhanden, erzieherische Anerkennungsverhältnisse sind immer von Ambivalenz, folgt man den Überlegungen von Lüscher und Pajung-Bilger, der Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz geprägt.

Nähe und Distanz deuten hierbei gegensätzliche Pole an. Dazwischen liegen unterschiedliche Grade von Nähe bis hin zur Distanz, die ambivalent zusammengesetzt sind und die Anerkennungsstruktur vielschichtig gestalten. Der Aspekt der Nähe ist als eine Form der Beziehungsstruktur zu verstehen, in der Eltern und auch Großeltern mit emotionaler Zuwendung und Empathie zwischen den Generationen eine Loyalität herstellen. Distanz dagegen meint, dass Kälte, Abweisung und Vernachlässigung dominieren. Beim Kind kann sowohl zu viel Nähe als auch zu viel Distanz zu Deprivationen und schwierigen Entwicklungsverläufen (vgl. Stier-

lin 1982) führen. Die emotionale Qualität der Generationsbeziehungen wirkt auf die Prozesse der Ausbildung des kindlichen Selbst. Familienerziehung erschöpft sich somit nicht in ihren Regeln, sondern innerhalb der Struktur ist die ambivalente Anerkennungsform ebenfalls bedeutsam für den Selbstwerdungsprozess des Kindes.

Ein empirisches Beispiel: Vom Verhandeln zum Befehlen

Franz Schneider, geboren 1909

Franz wird in einer Kellerwohnung in Schlesien als drittes Kind von insgesamt acht Kindern geboren. Seine Eltern leben zuerst auf einem Bauernhof, auf dem der Vater Knecht und die Mutter Magd ist. Als der Vater Glöckner wird, ziehen sie auf das Gelände eines Pfarramts. Franz erlebt einen autoritären Befehlshaushalt, der durchdrungen ist von Christlichkeit und Gottergebenheit. Er wie seine Brüder haben sich den Anordnungen der Eltern unterzuordnen. Bestraft werden sie in regelmäßigen Abständen, wenn sie etwas angestellt haben. Franz wird mit seinen Geschwistern zusammen als eine Gruppe von Jüngeren behandelt, die sich in die traditionale Machtbalance einzuordnen haben. Er erlebt die Erziehung als gut, auch wenn Armut spürbar war: „wir sind gut erzogen worden, aber hinten und vorne fehlte es“. Außerhalb der Familie verbringt Franz seine Kindheit als Straßenkind. Im Sommer läuft er barfuss durch die Straßen und im Winter wickelt er sich die Füße mit Lappen ein.
Nach der Schule wird er Schlosser. Hier setzt er sich gegen die Vorstellungen des Vaters durch. Er gibt der Mutter Kostgeld und behält einen kleinen Teil für sich. 1936 heiratet er und 1939 tritt er der Legion Condor bei. Er hat vor, das Militär zu verlassen und zusammen mit seiner Frau und seinen beiden Töchter, die 1937 und 1938 geboren sind, zu leben. Doch es kommt anders, denn „dann kam der Krieg dazwischen“. In dieser Zeit übernimmt seine Frau die Erziehung. Als er aus dem Krieg wieder zurück ist, bekommt seine Frau noch drei weitere Kinder (1945, 1949, 1953), die alle Jungen sind. Franz arbeitet in dieser Zeit als Lokführer. Er sagt zwar von sich, dass er die Erziehung der Kinder nicht mitbekommen hat, aber zugleich führt er ein strenges Regime. Vor allem legt er Wert auf „Knigge“, auf anständiges Benehmen sowie eine strenge Unterordnung. Er stellt hohe Anforderungen an seine Kinder und fordert absolute Disziplin. Für ihn ist Erziehung die Ein- und Unterordnung in Gegebenheiten und Notwendigkeiten. Zugleich versucht er aber auch, mit den Kindern etwas zu unternehmen. Er geht mit ihnen in die Natur und vermittelt ihnen eine christliche Orientierung.

Kurt Schneider, geboren 1953

Kurt wächst als jüngstes Kind von insgesamt fünf Kindern auf. Er erlebt sich als Nesthäkchen, das sehr auf die Mutter bezogen ist. Er ist ein „sehr dünn geratenes Kind“, das wenig isst. Obwohl die Familie wenig Geld hat, bekommt er mehr Wünsche erfüllt als seine Brüder und Schwestern. Am Vater bewundert er die gemeinsamen Ausflüge in die Natur und seine botanischen Kenntnisse. Er erfährt einen autoritären Befehlshaushalt. Gestraft wird mit Prügel und er hat den Regeln zu folgen. Es verängstigt ihn, wenn der Vater ihm über die Schulter schaut, denn dann wird er nervös und es gelingt ihm nichts mehr. Der Vater legt großen Wert auf Ordnung und Sauberkeit und das Knigge-Buch liegt für alle zum Nachlesen auf dem Wohnzimmertisch. Für Kurt ist klar, dass er später einmal nicht so werden will wie sein Vater. Auch erlebt er die Ehe der Eltern als nicht immer gut, denn es gibt viel „Zoff“. Aber es gibt auch „Zoff“ zwischen der Oma (väterlicherseits) und dem Vater. Sie ist zugleich jene Oma, die an seiner Erziehung beteiligt ist. Er sagt: „meine Oma, die hat auch maßgeblich an uns Kindern gefeilt“. Kurt wächst religiös heran. Er ist „in die Kirche hineingeboren“, die „durch die Erziehung übertragen wurde“. In der Freizeit spielt er in der Wohnung „Kirche“

und im Freien spielt er mit seinen Freunden Fußball. Langsam löst er sich von seiner Mutter und erlebt sich als ein Kind, das von Schwächlichkeit geprägt langsam zu Selbstbewusstsein gelangt und zu einem Jungen wird.
Die Schule bereitet ihm keine besonderen Probleme. Mit 14 Jahren lernt er seine spätere Frau kennen. Sie beeinflusst seinen beruflichen Werdegang. Kurt lässt sich von seiner Freundin lenken, macht das Abitur und wird zum Studium des Bauingenieurwesens zugelassen. 1973 heiratet Karl seine Frau und sie bekommen drei Kinder (1975, 1978, 1987). Für ihn beginnt im beruflichen Leben eine positive Verlaufskurve. Schwieriger ist es für ihn, von seinen privaten Leben zu erzählen. Hauptsächlich aber ist es seine Frau, die die Kinder erzieht. Aber auch er beteiligt sich an der Erziehung der Kinder. Er versucht, eine andere Erziehung zu praktizieren als er sie selbst erlebt hat. Ihm ist wichtig, dass seine Kinder mehr Selbstbewusstsein entwickeln können und mehr Entscheidungsfreiheiten haben. Dennoch ist er nicht ganz zufrieden mit seiner Erziehung und reflektiert sie kritisch: „Fritz litt bestimmt unter mir“. Er versucht manchmal Fritz mit psychischem Druck „hinzubiegen“. Anstatt des Befehlens setzt er Mittel der indirekten Bestrafung ein. Als der Sohn den Gitarrenunterricht abbricht, erlebt er dies als persönliche Niederlage. Er denkt, dass er zu jung bei der ersten Geburt war und „zu grün hinter den Ohren“. Er will zwar nicht sein wie sein Vater, hat aber einige Verhaltensweisen übernommen, ist aufbrausend und hat wenig Geduld. Dennoch fügt er auch andere Erziehungsinhalte hinzu. Neben der Forderung nach Ehrlichkeit und Ordnung, unterstützt er eigene Entscheidungen und lässt den Kindern Freiräume.

Fritz Schneider, geboren 1975

Fritz lebt die ersten drei Jahre mit seinen Eltern und den Großeltern mütterlicherseits zusammen und so wird er auch von seiner Großmutter erzogen. Er kommt mit seinen Eltern „gut klar“. Vor allem hat er zu seiner Mutter eine enge Beziehung, die immer offen für seine Bedürfnisse ist: „wenn ich von meiner Mutter etwas brauchte, dann kriegte ich das“. Zugleich deutet er Regeln an, die die Mutter einfordert. Die Eltern akzeptieren im Großen und Ganzen seine Entscheidungen und stützen ihn darin. Das Verhältnis zu seinem Vater ist distanzierter, da er viel weg ist und sie sich nur am Wochenende sehen. Er wird „ziemlich freizügig“ erzogen: „ich konnte vom Prinzip tun und lassen, was ich wollte, natürlich nicht alles, aber so im Großen und Ganzen, und ich habe auch nie dolle Einschränkungen gehabt ... und wehren, als wehren musste ich mich eigentlich, naja, es kommt darauf an, wie man das auslegt, aber so richtig mich irgendwie mal gegen meine Eltern wehren, das brauchte ich nie, ich hatte alles, was ich brauchte“. Bestraft wird er mit Stubenarrest und belohnt mit einer Fernsehsendung beim Mittagsschlaf. Seine Freunde kann er sich selbst aussuchen, aber sie sagen ihm, „suche Dir Deine Freunde genau aus“. Zu den Großeltern mütterlicherseits hat er eine enge Beziehung, die Großeltern väterlicherseits sind „halt nie so richtig ganz ran gekommen“. Mit 18 Jahren macht er das Abitur und leistet anschließend seinen Zivildienst in einer Klinik, was ihm Freude bereitet. Gerne würde er Medizin studieren, jedoch bleibt ihm das Studium aufgrund seiner schlechten Noten versagt. Momentan ist er arbeits- und orientierungslos. Er nimmt sich eine Auszeit und wartet auf das innere Erweckungserlebnis, um seinem Leben eine neue Richtung geben zu können. Zugleich ist er sehr familienorientiert.

Die drei biographischen Porträts verdeutlichen die Komplexität der Generationsbeziehungen und zeigen zugleich den Wandel in der Erziehung vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt auf. Die Erziehungsregeln ändern sich von Disziplin, Ordnung, Pünktlichkeit und Christlichkeit hin zu Verhandeln, Freiräumen und Gestaltungsmöglichkeiten der Heranwachsenden. Die Vorstellung vom Subjekt ist in der ältesten Generation die vom Befehlsempfänger, der obrig-

keitshörig ist, diszipliniert und ordentlich – mit Knigge – familiale Aufgaben eigenen Interessen voranstellt und sich als Christendiener versteht. Die Lern- und Bildungsanforderungen sind in der ältesten Generation am eigenen sozialen Milieu orientiert. Der Erziehungsprozess zwischen der mittleren und jüngsten Generation ist auf einen Verhandlungshaushalt ausgerichtet. Regeln werden ausgehandelt und die Vorstellung vom kindlichen Subjekt ist die eines eigentätigen Menschen, dem im Erziehungsgeschehen ein entsprechender Freiraum gewährt wird. Das jüngste Familienmitglied kann seine Freizeit selbstbestimmt gestalten und die Lern- und Bildungsanforderungen sind seinen Fähigkeiten gemäß ausgerichtet, wenn sich der Vater auch manchmal mehr Erfolg wünscht.

Die Inhalte der Erziehung erhalten ihre tiefere Bedeutung aber erst über die Beziehungsstrukturen der Erziehung. Das familiale Generationengefüge erstreckt sich über drei Generationen, wobei alle Generationen in den Erziehungsprozess bei jeder Generation involviert sind, auch wenn die Väter eher traditionell die Erziehung den Müttern überlassen. Der Vater in der ältesten Generation ist eine sehr strenge Bezugsperson, der Anerkennung nach den Regeln der Knigge ausrichtet und durch seine Strenge beim Sohn Verängstigung hervorruft. Die Machtbalance ist eindeutig asymmetrisch ausgerichtet und die Anerkennungsstruktur zwischen Vater und Sohn ist neben Zuneigung von Strenge und Ängstlichkeit geprägt. Der Erziehungsprozess zwischen der mittleren und jüngeren Generation weist ebenfalls Ambivalenzen auf, der Vater ist oft abwesend und die Beziehungsstruktur ist distanziert, allerdings ist die Machtbalance aufgrund der Erfahrungen, die der Vater in seiner Erziehung gesammelt hat, stärker symmetrisch. Der Sohn erlebt den Freiraum als sehr, wenn nicht sogar zu groß, sodass er sich orientierungslos erlebt. Auch hier werden Ambivalenzen sichtbar.

Obwohl insgesamt die Erziehung als gelungen bezeichnet werden kann, verdeutlichen die subjektiven Berichte die darin eingelagerten Probleme und vielschichtigen Anerkennungsstrukturen, die nicht eindeutig sind: Ohnmacht und Allmacht, Distanz und Nähe, Strenge und Ängstlichkeit sowie Freiraum und Orientierungslosigkeit prägen das familiale Generationengefüge, in dem jeder Einzelne eine eigene Position einnimmt.

Die andere Ebene, die in Bezug auf Generationen und Familie bedeutsam ist, umfasst die Makroperspektive, den Wandel von Sozialgeschichte und gesellschaftlicher Struktur. Während in vormodernen Gesellschaftsstrukturen die familialen Generationsbeziehungen die gesellschaftlichen Generationenverhältnisse prägten, sind in der Moderne Familie als Generationsbeziehungen und Generationen als Generationenverhältnisse durch das Eingreifen des Sozialstaates in private Beziehungen und der staatlichen Regelung des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes entkoppelt und folgen unterschiedlichen sozialen Logiken.

Spezifische politische Verhältnisse einer jeden Zeitepoche sowie die sozialpolitischen Maßnahmen wirken in die Alltagsstruktur hinein, durch die jede Generation typische Erfahrungen sammelt. So ist der Wandel vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt in einen zivilisationsgeschichtlichen Prozess (Elias) eingewoben, der sich über das Kaiserreich Anfang des 20. Jahrhundert, die Weimarer Republik, den Faschismus, die Gründung der DDR bis hin zum Mauerfall 1989 erstreckt. Die ehemals hierarchische Gesellschaftsstruktur von Kaiserreich, Weimarer Republik und Nationalsozialismus wandelte sich nach und nach bis in die Gegenwart hinein in eine demokratische Basisstruktur, entstanden ist ein globaler Wohlfahrtsstaat. Traditionelle Sozialmilieus, Christlichkeit und eine strenge Geschlechterdifferenz veränderten sich hin zu einer Vielschichtigkeit an Sozialmilieus, einer Abnahme von Religiosität und einem Wandel der Geschlechterbeziehungen.

Der sozialgeschichtliche Hintergrund beeinflusst die biographischen Erfahrungen und Lernprozesse in der Schule, mit den Freunden sowie in den intergenerationellen Familienbeziehungen. Gerade die Bereiche Freizeit und Schule sind je nach Gesellschaftsstruktur unterschiedlich strukturiert und enthalten entsprechende Bildungsmöglichkeiten und -anforderungen. Sie wirken in familiale Generationsbeziehungen hinein und beeinflussen die Gestaltung des intergenerationellen Familiengefüges. Die jeweiligen Generationen sind „verwandt“ (vgl. Mannheim in diesem Buch) gelagert und spiegeln Muster an Erziehungserfahrungen wider. Spezifische gemeinsame Erlebnisschichten in jeder Generation entstehen aus ähnlichen Ereignissen und sozialen Strukturen. Dadurch, dass Erziehung ein interaktiver Prozess ist, in dem Eltern und Großeltern den Kindern Wissen vermitteln und sie anleiten und Kinder durch ihre aktive Tätigkeit produktiv in die familiale Erziehung eingebunden sind als eigentätige Personen, wird durch die Aneignung und Auseinandersetzung vor dem Hintergrund der Sozialgeschichte Wissen verarbeitet, aber auch fortgebildet, verändert, vergessen oder gar anders gestaltet.

Die jeweils nachkommende Generation entwickelt als Generationenlagerung durch die einmalige Partizipation am Geschichtsprozess, der Erziehung durch die älteren Generationen, typische Erfahrungen, die Gemeinsamkeiten enthalten, wenn auch jede Person Individuelles erlebt und sich dadurch wiederum jede Lebensgeschichte voneinander unterscheidet. Die gemeinsamen Erfahrungen von familialen Regeln, Erziehungsanleitungen, Regeln und Freiräume verweisen auf kulturelle Muster der Erziehung.

Fragen/ Aufgaben:

1. Erklären Sie den Zusammenhang von Familienerziehung und Generation.
2. Erläutern Sie die Differenzierung in Inhalte der Erziehung und Beziehungsstruktur der Erziehung. Inwiefern verdeutlichen sich darin familiale Generationsbeziehungen und Erziehungsprozesse?
3. Nehmen Sie das Beispiel der Familie Schneider, um den theoretischen Ansatz der intergenerationellen Familienerziehung zu verdeutlichen.

Literatur:

Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden 2007

Ecarius, Jutta: Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen. Opladen 2002

Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt/M. 2003

Mollenhauer, Klaus; Brumlik, Micha; Wudtke, Hubert: Die Familienerziehung. München 1975

Peuckert, Rüdiger: Zur aktuellen Lage der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden 2007, S. 36-56

Stierlin, Helm: Delegation und Familie. Frankfurt 1982

1.2. Bildung und soziale Reproduktion in familialen Generationsbeziehungen

Nach Büchner und Brake (2006) zeichnen sich Familien nicht nur durch Erziehungs- und Sozialisationsleistungen aus, sondern Familie ist auch ein Bildungsort. Bildung als individuelle und kollektive Investitionsleistung umschließt mehrere Generationen in Familien, denn die Weitergabe von Bildung einerseits und die Annahme oder Eigengestaltung von Bildung andererseits umfasst Interaktionsmuster, kommunikative Handlungsformen und Traditionsbildungen in familialen Generationenabfolgen. Büchner und Brake (2006) haben in dem Forschungsprojekt „Familiale Bildungsstrategien als Mehrgenerationenprojekt. Bildungs- und kulturbezogene Austauschprozesse zwischen Großeltern, Eltern und Enkeln in unterschiedlichen Familienkulturen“ von 2001 bis 2005 Strategien der Weitergabe und Aneignung von Bildung und Kultur in 20 Dreigenerationenfamilien qualitativ-empirisch untersucht. Erforscht wurde, wie bei einer Neugründung von einer Familie zwei jeweils unterschiedliche Herkunftsmilieus und auch Familientraditionen verbunden werden und dadurch neue familiale Milieuvarianten entstehen und zu einer Familientradition zusammengefügt werden. Das empirisch qualitativ orientierte Forschungsprojekt nutzte leitfadengestützte Interviews, fotobasierte intergenerationale Familiengespräche sowie leitfadengestützte intragenerationelle Familiengespräche (z.B. mit dem jeweiligen Lebenspartner), um unterschiedliche familienbedingte bildungs- und kulturbezogene Muster zu erheben und zu interpretieren. Untersucht wurden die Kontakthäufigkeit und Qualität zwischen den Generationenbeziehungen, die Ausgestaltung der Freizeit, alltagspraktische Fähigkeiten sowie das Gesundheitsdenken in der Familie, der schulische und berufliche Biografieverlauf aller Mitglieder und die intentionale Tradierung des sozialen und kulturellen Erbes.

Es handelt sich insgesamt um Formen des intergenerationellen Austauschs, durch den ein familialer Habitus entsteht, eine gemeinsame Geschichte und ein gemeinsamer Umgang mit Bildung. In den Prozess der Entwicklung eines Habitus einer Familie sind alle Generationen aktiv involviert. Bildung wird hier nicht als formale verstanden, sondern als erarbeitete und angeeignete Auseinandersetzung mit der Welt und als Selbstverwirklichung des Einzelnen. Bildung ist insofern die menschliche Selbstentfaltung und Selbstvollendung. „Bildung wird damit als Grundvoraussetzung für den Zugang zur sozialen und kulturellen Welt verstanden, die sich allerdings keineswegs nur in Bildungsinstitutionen vollzieht. Vielmehr finden so verstandene Bildungsprozesse auch in der Familie statt und werden über die Reziprozität der familialen Generationenbeziehungen und die Wechselseitigkeit des Gebens und Nehmens im Familienalltag realisiert“ (Büchner 2006, S. 23). Bildungsprozesse finden hiernach nicht nur

in der Schulen statt über die Vermittlung von formalen Wissen, sondern vor allem in der Familie realisieren sich individuelle und auch kollektive Bildungsprozesse über den wechselseitigen Austausch und die Interaktionen im Familienalltag. Es sind somit weniger Bildungstitel gemeint, sondern erforscht werden die allgemeine Lebensführung und die damit verbundenen Kompetenzen, die sich in einer Familie entwickeln und als bedeutsam erachtet werden und die von einer Generation zur nächsten transformiert werden.

Zugleich ist Bildung angekoppelt an einen funktionalen, formalen Bildungsbegriff im meritokratischen Bildungssystem, mit dem Bildungstitel und ein sozialer Prestigewert verbunden sind. Hier steht die Marktgängigkeit von Bildungsinhalten im Vordergrund. Bildung ist damit keine unabhängige Größe, sondern ist eingebunden in offizielle gesellschaftliche Zuschreibungen (auch Zertifikate, Titel, etc.) und in alltägliche familiale Lebenszusammenhänge. Daraus ergibt sich ein unterschiedlicher Kurswert von Bildungsprofilen.

Auch wenn Bildung an das einzelne Subjekt geknüpft ist und die Forschergruppe auch auf diesen Aspekt eingeht, nimmt sie dennoch eine andere Perspektive ein und analysiert das gemeinsam Bildende der Generationen in Familien. Insofern werden sowohl individuelle als auch kollektive Investitionsleistungen am Bildungsort Familie untersucht, wobei besonders die Mehrgenerationenperspektive Aufschluss gibt über die Weitergabe und Aneignung von Bildung und Kultur. Büchner und Brake interessieren sich für die soziale Logik in generationenübergreifenden Familienzusammenhängen. „Individuelle Bildungsprojekte sind dann (in Unterschied zum Ausmaß) immer auch als Teil von Familienprojekten zu verstehen, die eingebunden sind in die jeweilige Familiengeschichte und Familienkultur, über die Familientraditionen fortgesetzt (Tradierung des kulturellen und sozialen Familienerbes) oder aber neue Familientraditionen begründet werden (Transformation des kulturellen und sozialen Familienerbes)“ (Büchner 2006 S. 24). Das Bildungsgeschehen in der Familie ist dabei immer zugleich mit dem Bildungswert einer Gesellschaft verknüpft. Hierbei verweisen Brake und Büchner auf die Reproduktionstheorie von Pierre Bourdieu (1983). Die kulturellen Differenzen von Bildung, die sich in intergenerationellen familialen Zusammenhängen zeigen, sind einzuteilen in eine Kultur der Distinktion, eine der Bildungsbeflissenheit und eine, die sich am Notwendigkeitsgeschmack orientiert. Die familialen Bildungsstrategien werden vor diesem Hintergrund interpretiert und es werden jeweils der kollektive Familienhabitus und die darin enthaltenen einzelnen individuellen Bildungshabitusformen interpretiert.

Werden Bildung und Kultur mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen verbunden und zugleich auf das Mikromilieu der Familie bezogen, lassen sich Konkurrenzen und Rivalitäten um die Wertigkeit von kulturellen Kapital sowie die einzelnen Formen der Weitergabe und Aneig-

nung von Bildung in den Familien erklären. Vor diesem Hintergrund gewinnt der Aspekt der Anerkennung eine besondere Bedeutung (Honneth 2003), denn innerhalb von Familien sind Handlungen nicht nur von Konkurrenz geprägt, sondern vor allem auch von wechselseitigen Anerkennungen der Bildungsleistungen, die Bestandteil sozialer Beziehungen sind.

Zentral ist hier der Habitusbegriff von Bourdieu. In Anlehnung an Bourdieu (1982) wird der Habitusbegriff eng an den Bildungsbegriff angekoppelt. Der Habitus einer Person wird als Bildungsentwicklung innerhalb einer Biographie gedeutet. Büchner und Brake gehen davon aus, „dass der Habitus des Menschen nicht angeboren, sondern erworben ist und sich von der frühen Kindheit an in der Auseinandersetzung mit der Welt in den sozialen Beziehungen mit Anderen herausbildet“ (Büchner 2006, S. 27). Es ist die Sozialisations- und Bildungsgeschichte einer Person, wobei das Referenzsystem Familie als ein wichtiger Rahmen für die individuelle Habitusentwicklung angesehen wird. Damit wird die individuelle Lebensgeschichte als Habitusentwicklung in intergenerationelle Familienbeziehungen eingebettet. Die individuelle Bildungsbiografie umfasst den familialen Kontext, die Alltagspraxis und Formen des Denkens, Handelns, Fühlens und Tuns der Beteiligten im intergenerationellen Familienzusammenhang. Die Familie mit ihrem Zusammenschluss von mehreren Generationen wird auf diese Weise zu einem Möglichkeitsraum für Bildungsprozesse, zur Entwicklung eines individuellen Habitus. Das Augenmerk wird hier auf alltagspraktische Umgangsformen der unterschiedlichen Generationen gerichtet, interpretiert werden die in Fleisch und Blut übergegangenen Erfahrungen und sozialen Logiken innerhalb der Familie. Damit wird der Bildungsbegriff, der zugleich als Habitus verstanden wird, niedrigschwellig angelegt. Bildung vollzieht sich innerhalb der Familie, sie ist gewissermaßen eine Grundvoraussetzung für den Zugang zur sozialen und kulturellen Welt und über die Reziprozität der familialen Generationenbeziehungen, die Wechselseitigkeit von Geben und Nehmen im familialen Alltag entsteht ein individueller Habitus.

Zugleich ist die Familie als ein Kollektivsubjekt zu verstehen und insofern sprechen Büchner und Brake von einem Familienhabitus. Dieser Habitus, das soziale und kulturelle Erbe, das von einer zur nächsten Generation transportiert wird, sickert in alltägliche familiale Handlungen ein und führt zu Übertragungen und Transmissionen. Hier interessiert vor allen Dingen das Wie der Herstellung von kulturellen Praktiken, Ansichten und Werthaltungen, die Weitergabe von einer Generation zur nächsten. Praxis als Kulturproduktion wird kollektiv in der Familie hergestellt. Dadurch gewinnt soziale Anerkennung zugleich eine besondere Bedeutung. Soziale Beziehungen zwischen Generationen in Familien sind nicht nur gekennzeichnet von der Transmission von kulturellen Beständen, sondern vor allem von gegenseitiger Aner-

kennung der Generationen, den damit verbundenen Unterstützungsformen und der sozialen Wertschätzung der einzelnen Generationen. Hierzu gehören auch Formen der Missachtung, familiale Konflikte und Auseinandersetzungen. Die Familie als informeller Bildungsort, die über einen kollektiven Familienhabitus verfügt und in der zugleich die ersten und intensiven Bildungsleistungen der nachfolgenden Generation stattfinden, ist ein Ort der wechselseitigen intergenerationellen Anerkennung, über die die Weitergabe und Vermittlung von Bildung und Kultur läuft. Hierbei sind Bildung und Bildungsinvestitionen immer mit persönlichem Engagement verbunden. „Ein angedientes familiales Bildungserbe lässt sich also nicht einfach voraussetzungslos übernehmen, vielmehr muss es durch entsprechende Investitionsanstrengungen erworben werden, um es tatsächlich selbst zu besitzen (…), d.h., es muss sich - durchaus mit Hilfe geeigneter familialer Unterstützungsleistungen im Rahmen von intergenerationalen Austauschprozessen - auch persönlich angeeignet werden“ (Büchner 2006, S. 42). Damit erhält die Familie neben der Schule im Bezug auf die Bildungsbedeutsamkeit eine hohe Relevanz. Die Herkunftsfamilie und damit die älteren Generationen sind prägend für die Bildungsorientierungen der jüngeren Generation. Die Bildungserfahrungen des Familienhabitus wirken sich folgenreich auf den schulischen Bildungserfolg der nachfolgenden Generation aus. Familien in ihrem intergenerationellen Zusammenhang stehen zudem immer vor der Problematik, die jüngere Generation auf die schulische Verpflichtung vorzubereiten und ein Passungsverhältnis zwischen Familienhabitus und intergenerationellem Bildungsverständnis einerseits und den schulischen Erfordernissen und dem kulturellen Kapitalform in der Schule herzustellen.

Familie als Bildungsort ist nicht nur konzentriert auf curriculares Lernen, sondern umfasst viel mehr. Dazu gehören Formen des Auftretens und der persönlichen Ausstrahlung, Umgangsformen und das situationsadäquate Outfit, die Art der Allgemeinbildung und die zukunftsweisenden Lebenseinstellungen sowie die habitualisierten bzw. inkorporierten Formen der Lebensführung und kulturellen Praxis. Es sind somit weniger rationale Aushandlungsprozesse, die zwischen Generationen zur Übertragung und Transmission von kulturellem Kapital beitragen, sondern es ist die familiale generationale gewonnene Lebenserfahrung in der Familie, die zugleich Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage (generative Grammatik) für die Alltagspraxis und die lebenspraktischen Vorstellungen sind.

In diesem Kontext verwendet Büchner den Begriff des Spiels: In der Familie werden die Praktiken spielerisch eingeübt, und die einzelnen Generationen beteiligen sich als Spieler in diesem Feld, es ist die Teilhabe in Form eines praktischen, körperlich-sinnlichen und mimetischen Tuns in Interaktionen zwischen den Generationen. „Das Spielfeld liefert den Rahmen

und die Rahmung des Tuns, Lernen findet statt durch Mitmachen, Abgucken, Ausprobieren und Einüben, aber auch über gezieltes Vermitteln und Aneignen, wobei Ehrgeiz und Anstrengung, aber auch Anerkennung oder Ablehnung seitens der Mitspieler (innerhalb und außerhalb der Familie) ins Spiel kommen“ (Büchner 2006, S. 47).

Der Spielsinn in der Familie wird besonders betont, da gerade in der frühesten Kindheit durch die Teilnahme an sozialen Aktivitäten das Spielen eine besondere Bedeutung erhält und darüber die Mechanismen und Strategien der Familie spielerisch eingeübt werden. Insofern verfolgen Familien dann auch nicht oder weniger strategisch bestimmte Bildungsstrategien, es kommt weniger zu konkreten Operationsplanungen und einer effektiven Nutzung der Kräfte und Ressourcen zur Umsetzung von Bildungszielen. In Familien existiert so etwas wie eine implizite Vernünftigkeit von Handlungsplänen, die zwischen den Generationen ausgehandelt werden, die zugleich Teil des Familienhabitus sind und die sich „aus der jeweiligen Position in sozialen Feld und deren Verlaufsgeschichte über die Generationen hinweg ergibt“ (Brake 2006, S. 95). Diese impliziten Bildungsstrategien enthalten auch, dass die einzelnen Mitglieder der Familie und damit auch die unterschiedlichen Generationen in einem familienspezifischen Rahmen verbleiben, der ihrer sozialen Herkunft entspricht und der die Grundlage eines Habitus ist. Dieser kann sich zum Beispiel darin äußern, dass eine Bescheidung und Begrenzung ein typisches Handeln innerhalb von einer Familie sein kann und sich auf Bildungsstrategien, Freizeitgestaltung und ökonomische Planung erstreckt.

Typisch für Familien sind Habitusmetamorphosen. Der Familienhabitus unterliegt Wandlungsprozessen, er ist nicht statisch sondern dynamisch und passt sich gesellschaftlichen Verhältnissen und sozialgeschichtlichen Wandlungsprozessen an. Sichtbar wird das vor allem in jenen Mehrgenerationenfamilien – so Krah und Büchner (2006) -, wenn Religiosität ein zentraler Bestandteil alltäglichen Handelns in Familien ist und über mehrere Generationen praktiziert wird. Religiöse kulturelle Praktiken haben sich historisch über die Jahrzehnte stark gewandelt, die Säkularisierung hat zur Veralltäglichung religiöser Praktiken geführt und über Generationen hinweg nahm die Zahl der Kirchenaustritte zu. Dennoch praktizieren Familien weiterhin religiöse Lebensformen, die jedoch über die Generationen hinweg unterschiedliche Gestaltformen angenommen haben und annehmen müssen, um für die nachfolgende Generation ein attraktives Angebot für die individuelle Lebensgestaltung zu sein. Hier trägt eine gewisse spielerische Leichtigkeit im religiösen Handeln dazu bei, dass einzelne Mitglieder und Generationen den familialen Habitus der Religiosität übernehmen und zugleich produktiv modifizieren, wodurch eine familiale Habitusmetamorphose vorangetrieben werden kann. Hierzu ein längeres Zitat:

„Interessant ist, wie in der Dreigenerationenfamilie Schramm die religiöse Praxis in besonderer Weise zum Transmissionsriemen für einen Bildungsaufstieg und eine damit verbundene Metamorphose des Familienhabitus werden konnte. Einerseits wirkte die evangelikale Einbettung des Familienlebens, als beengendes Korsett, aus dem sich Vater Schramm schnellstmöglich befreien wollte. Andererseits ermöglichte die spezifisch bildungsbezogene Ausprägung des Familienlebens (Musikunterricht, Vorlesen und Diskutieren von Bibeltexten, lebendiges Gemeindeleben, aber auch die Erfahrung der Auflehnung von Großvater Schramm und befreundeten Peers gegen seine Kirchenoberen) die Mobilisierung der für einen Bildungsaufstieg notwendigen kulturellen und sozialen Ressourcen. Mit einem solchen Unterstützungspotential kann bei Vater Schramm sogar ein Ausstieg aus einer allgemein eher veränderungsresistenten fundamentalistischen Glaubensgemeinschaft gelingen und letztendlich der Einstieg ins kritisch-protestantische Akademikermilieu realisiert werden. Vater Schramms persönliche Habitusmetamorphose erweist sich dabei weniger als konfliktbehafteter Bruch mit seinem Herkunftsmilieu, sondern eher als (lebenslanger) aktiver und produktiver Investitionsprozess in Bildung und Kultur in Auseinandersetzung mit den förderlichen ebenso wie mit den hinderlichen Bestandteilen seines (religiös geprägten) Familienerbes. (…) An die Stelle des Vorlesens von Bibeltexten tritt später das Vorlesen von philosophischen Texten für seine heranwachsende Tochter, an die Stelle evangelikaler Jugendfreizeiten tritt für die Enkel die Reise nach Taizé (wohin Vater Schramm mit seinen Kindern- und Schülergruppen fährt), und an die Stelle des Engagements in der evangelikalen Gemeinde treten die Ehrenämter im Kirchenkreisvorstand im wissenschaftlichen Beirat eines pädagogisch-theologischen Instituts sowie in ‚zig Ausschüssen'" (Krah, Büchner 2006, S. 137 f.). Die Familienpraktiken ändern sich von Generation zu Generation über eine individuelle Habitusentwicklung langsam, sind zugleich aber angepasst an einen Familienhabitus, so dass eine Metamorphose möglich wird. Verbundenheit, Ablehnung und Neuorientierung eröffnen Kontexte für eine familiale Habitusmetamorphose über mehrere Generationen. Hierbei wird Bezug genommen sowohl zu Familientraditionen als auch zu gesellschaftlichen Entwicklungen, wobei es die jüngste Generation jeweils ist, die in Orientierung auf sich selbst und in Bezug auf die Familien diese Metamorphose vorantreibt.

Der familiale Habitus und die einzelnen Bildungsprozesse sind geprägt von einer familialen Generationendifferenz. Die einzelnen Generationen verfügen über unterschiedliche Bildungsvoraussetzungen und entwickeln unterschiedliche Orientierungen im Spannungsfeld von Familienhabitus und gesellschaftlichen Bedingungen. Die Weitergabe und Aneignung von Bildung und Kultur in familialen Mehrgenerationen kann daher unterschiedliche Habitusforma-

tionen annehmen. Herausgestellt werden zwei unterschiedliche Muster des Familienhabitus: die Transmission zum Identischen und die Transmission zum Äquivalenten. Der Familienhabitus einer Transmission zum Äquivalenten enthält Metamorphosen, die von einer Generation zur nächsten weiterentwickelt werden. Das Familienerbe wird von der älteren Generation in Form eines spielerischen Generationenlernens an die jüngere transportiert und diese wiederum entwickelt sich im Rahmen des familialen Geschehens und prägt eine in Korrespondenz zum Familienhabitus eigene Habitusstruktur aus, die an der Weiterentwicklung, der Metamorphose, des Familienhabitus beteiligt ist. Diese Veränderungen vollziehen sich im Lebensalltag der familialen Generationen und hierbei darf nicht vergessen werden, dass es nicht nur Austauschprozesse von Bildung und Kultur sind, sondern auch sinnhafte Kommunikations- und Interkommunikationsformen, die Verlässlichkeit und Dauerhaftigkeit sowie kulturelle Variabilität und Austauschbeziehungen enthalten. Der Familienhabitus ist geprägt von familienunterstützenden Beziehungen, in denen anschlussfähige Möglichkeitsräume gestaltet werden, die der jeweiligen Generation eine möglichst befriedigende Lebensführung und Gestaltung eröffnen. Der Familienhabitus trägt dazu bei - in welcher Form auch immer - bildungsfördernde Gelegenheitsstrukturen zu schaffen und anschlussfähig an gesellschaftliche Entwicklung und soziale Reproduktionsmechanismen zu sein.

Hierbei vollzieht sich der Transfer nicht nur von der älteren zur jüngeren Generation, sondern es findet einen Generationenlernen aller statt „Junge Lernen nicht nur von den Alten, sondern Alte lernen ebenso auch von den Jungen, wobei dieses Lernen, lebensalterspezifisch betrachtet, durchaus anders motiviert sein kann. Kommt es doch darauf an, kulturelle Teilhabe und soziale Anschlussfähigkeit für alle Generationen zu ermöglichen, die sich - unabhängig von ihrem jeweiligen Alter - in einem unterschiedlichen Status der Hilfe-, Förder- und Unterstützungsbedürftigkeit befinden“ (Gohlke, Büchner 2006, S. 146). Dieses Generationenlernen bezieht sich dabei nicht nur auf das Lernen zwischen Eltern und Kindern, sondern umfließt ebenso Lernformen und Interaktionsformen zwischen Großeltern und Enkeln oder Enkeln und Großeltern. In diesem Generationenlernen sind Muster der wechselseitigen Anerkennung und sozialen Wertschätzung eingebettet, die notwendig sind für einen befriedigenden Beziehungsaufbau innerhalb der Familie, die die Generationenbeziehungen stabilisieren, auch wenn sie zugleich Anerkennungsarenen wenn nicht sogar Anerkennungskämpfe eröffnen und enthalten. Gegenseitige intergenerationelle Akzeptanz und Anerkennung beinhaltet somit sogleich die Auseinandersetzung und auch Abgrenzung, die auch Voraussetzung ist für eine Metamorphose.

Die Familie ist insofern als ein Bewirtschaftungsraum zu verstehen, der nicht nur das Bildungs- und Kulturerbe pflegt, sondern eben auch ein Raum ist der kulturellen Weitergabe von Generation zu Generation. Insofern ist Familie auch als ein Kollektivsubjekt zu interpretieren, in dem bildungsbezogene Fragen entwickelt werden im Kontext eines praktischen Sinns. Die Weitergabe von Bildung und Kultur findet in allen Lebensalterphasen in jeder Generation in den gelebten Familienbeziehungen statt. Die Familie eröffnet eine permanente Teilhabe an kulturellen Praxen und eröffnet eine soziale Anschlussfähigkeit an eine spezifische originäre familiale Bildungsleistung. Insofern kann innerhalb der Familie auch von einem „doing culture“ gesprochen werden.

Die Bildungsleistungen der Generationen sind nicht nur als homogene Erfahrungen zu interpretieren, sondern enthalten vielfältige Ambivalenzerfahrung zwischen Vertrautheit und Distanz oder Fremdheit zwischen den Generationen und der jeweils von ihnen praktizierten Kulturformen. Damit sind zugleich die spielerischen Weisen familialen Handelns angesprochen, die sich oft fernab von rationalem Kalkül vollziehen. Metamorphosen im Familienhabitus, die Transmission zum Äquivalenten trägt immer die persönliche Handschrift einer einzelnen Generation, die sich nicht in den bisherigen Familienhabitus einfügt, sondern gerade davon gekennzeichnet ist, dass sie sich von den bisherigen familialen Kulturmustern unterscheidet. Das führt zu Differenz, Disharmonie und Abgrenzungen. Habitusmetamorphosen können sich folglich nicht widerspruchsfrei entwickeln, sie bedürfen der Unterschiedlichkeit. Zugleich spiegeln Metamorphosen auch historische Wandlungsprozesse wider, sie sind in den sozialen Raum einer Gesellschaft eingespannt. Zwischen den Metamorphosen im Familienhabitus und dem Wandel der gesellschaftlichen Struktur und der sich verändernden Milieus bestehen deutliche Zusammenhänge, sie bedingen einander. „Je eigene Weltsichten und Normalitätsvorstellungen aber auch Unterschiede in Fertigkeiten, Fähigkeiten, Kompetenzen und Lebenserfahrungen führen im Rahmen von Generationenbeziehungen zu entsprechenden Austauschprozessen von Bildung und Kultur zwischen den Familienmitgliedern, wobei die Jüngeren von den Älteren, aber auch umgekehrt die Älteren von den Jüngeren lernen (können). So lässt sich über das Konstrukt der Generationendifferenz auch das Erziehungsverhältnis zwischen Eltern und Kindern begründen, das Normen eines kind- oder erwachsenengemäßen Verhaltens unterstellt sowie bestimmte Geltungs- und Durchsetzungsansprüche enthält“ (Büchner, Brake 2006, S. 262).

Die interpersonalen Beziehungen der familialen Generationen sind eingewoben in ein spielerisches Spannungsverhältnis von gegenseitiger Verbundenheit und individuellen Autonomieansprüchen der Einzelnen im Generationengeflecht und der spezifischen Beziehungslogik der

Familie.Die dynamikstiftende Kraft zwischen den Generationen umschließt Erziehung, enthält Unterstützung, Anerkennung und Ambivalenz als auch Konkurrenz zwischen den Generationen. Dies alles ist ein Motor, der Metamorphosen hervorruft und gleichzeitig aber auch das Spielerische in Familienhabitus ausmacht. Die Anerkennung der einzelnen Familienmitglieder hat dabei eine besondere Bedeutung, die Fürsorge und emotionale Unterstützung ermöglicht den Transport von Kultur und Wissen. Die Unterschiede von einer Generation zur anderen sind immer relational und stehen in einem spezifischen Verhältnis zum Familienhabitus. Im gelebten Familienalltag vollzieht sich permanent ein komplexes Transmissionsgeschehen über die wechselseitigen Austauschbeziehungen zwischen den Generationen in den Begegnungen und Kommunikationsformen, individuellen und kollektiven Investitionsleistungen in Bildung und Kultur von jeder Generation und in einem familienübergreifenden impliziten vernünftigen Ton, der von einem angemessenen Spielsinn gekennzeichnet ist. Dieser Spielsinn ist ein praktischer Sinn, mit dem Interaktionsformen, Geschmack und Interessen ausgestaltet werden. Die einzelnen Bildungsleistungen und Interaktionsformen enthalten dabei immer eine gewisse Freiwilligkeit und Offenheit. Das individuelle Subjekt und die jeweilige Generation verfügt über eine gewisse Entscheidungsfreiheit, welche Bildungsinhalte und Freizeitformen und lebenspraktische Stilarten weitergeführt oder transformiert werden, in welchen Bereichen die Familientradition kontinuierlich fortgesetzt oder transformiert wird.

Insgesamt zeigen die Studien von Büchner, Brake und Anderen (2006), dass Familie über die Aufgabe der Erziehung hinaus ein Ort der Bildungsaneignung und Weitergabe ist. Bildung im familialen Geschehen vollzieht sich im Alltag, in der Kommunikation, Unterstützung und Anweisung in vielfältigen Verästelungen vom Essen, Vorlesen, Gestaltung des Familienalltags bis zur Ausgestaltung von Familienfesten und Traditionen. Damit wird der Aspekt der sozialen Ungleichheit in Familien über Generationen hinweg differenziert analysiert und deutlich gemacht, dass in Familien ein Habitus, ein gemeinsames Umgehen mit Kultur besteht, das über die jeweiligen Generationen fortgetragen und transformiert wird. Neben dem Typus des Identischen gibt es dabei den Typus des Äquivalenten. Es wird betont, dass dieser formale Familienhabitus anschlussfähig sein muss an die soziale Struktur einer Gesellschaft, jedoch bleibt dieser Aspekt etwas unterbeleuchtet. Auch wenn es durchaus legitim ist, den Fokus auf die Familie selbst zu legen, werden die Bedeutungen und der Wandel von Schule und schulischem Habitus sowie die Bedeutung der Sozialmilieus für die Strategien der Reproduktionen an vielen Stellen nicht berücksichtigt. Trotz dieser Kritik bleibt festzuhalten, dass mit dieser theoretischen und empirischen Analyse das intergenerationelle Geschehen in Familien weiter ausdifferenziert und präzisiert wird.

Fragen/ Aufgaben:

1. Beschreiben Sie, was die Autoren unter einem Familienhabitus verstehen und erklären Sie das Verhältnis zum individuellen Habitus im Kontext des Bildungsbegriffs.
2. Welche Bedeutung kommt dem einzelnen Subjekt im familialen Geschehen bei der Transformation des kulturellen Familienerbes zu?
3. Erklären Sie die Begrifflichkeiten Habitusmetamorphose, Transformation zum Äquivalenten oder Identischen, Bildung als Spiel und praktischer Sinn.
4. Die Herstellung, Weitergabe und Veränderung eines Familienhabitus von Generation zu Generation beinhaltet Anerkennungsbeziehungen, Ambivalenzen und Differenzen. Erklären Sie diesen Zusammenhang.

Literatur:

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik an der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982

Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Soziale Welt, Sonderband 2, 1983, S. 183-198

Brake, Anna: Das Sichtbare und das Unsichtbare. Bildungsstrategien als Strategien des Habitus. In: Büchner, Peter; Brake, Anna (Hrsg.): Bildungsort Familie. Wiesbaden 2006, S. 81-109.

Büchner, Peter; Brake, Anna (Hrsg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationsfamilien. Wiesbaden 2006.

Büchner, Peter; Brake, Anna: Transmission von Bildung und Kultur in Mehrgenerationenfamilien im kompletten Netz gesellschaftlicher Anerkennungsbeziehungen. Resümee und Ausblick. In: Büchner, Peter; Brake, Anna (Hrsg.): Bildungsort Familie. Wiesbaden 2006, S. 255-278

Gohlke, Heidi; Büchner, Peter: Das familiale Bildungserbe als Produkt gelebter Generationenbeziehungen. In. Büchner, Peter; Brake, Anna (Hrsg.): Bildungsort Familie. Wiesbaden 2006, S. 143-178

Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M. 2003

Krah, Karin; Büchner, Peter: Habitusgenese und Religiosität in Mehrgenerationenfamilien. In: Büchner, Peter; Brake, Anna (Hrsg.): Bildungsort Familie. Wiesbaden 2006, S. 109-141

2 Familie, Generation und Gesellschaft

2.1 Soziale Ungleichheit, Solidarität und Familiengenerationen: Marc Szydlik

Marc Szydlik fragt aus sozialwissenschaftlicher Perspektive, wie familiale Generationenbeziehungen gestaltet werden und welche Bedeutung Solidarität zukommt. Da Solidarität ein schillernder Begriff mit vielen Facetten ist, verweist Szydlik auf Bengston (Bengston, Robert 1991). Szydlik möchte Solidarität als einen relativ normfreien Begriff verstehen, dazu unterscheidet er in funktionale, affektive und assoziative Solidarität. Mit dieser Unterscheidung wird das Interaktionsgeschehen in Familien näher betrachtet und analysiert. Es sind nicht nur moralische Verpflichtungen, die familiale Generationsbeziehungen gestalten, sondern auch räumliche Nähe sowie unterschiedliche Formen an Kontaktmöglichkeiten bedingen die Dimensionen familialer Generationensolidarität. Die funktionale Solidarität umfasst Geld, Zeit und Raum. Dazu gehören unterschiedliche Varianten des monetären Transfers wie Geben und Empfangen, sie sind eine wichtige Form intergenerationeller Solidarität. Bedürftige in der Familie werden finanziell unterstützt mit Geld oder Geschenken. Zeit und Raum konkretisiert sich in monetäre Transfers, instrumentellen Hilfeleistungen und Co-Residenz. Das Weitergeben von Geld von einer Generation zur nächsten und damit auch das Nehmen wird in Zusammenhang gestellt zu instrumentellen Hilfeleistungen wie Hilfen im Haushalt, Gartentätigkeit oder Reparaturen sowie Besorgungen und Pflege oder Betreuung von Enkeln. Aber auch die räumliche Nähe, Formen der Co-Residenz sind von Bedeutung.

Die affektive Solidarität konkretisiert sich in Gefühlen der Verbundenheit, der emotionalen Nähe und Zuneigung sowie einem Gemeinschaftsgefühl, einer Zusammengehörigkeit der familialen Generationen. Hier werden vor allem Aspekte von emotionaler Nähe und Zuneigung oder Distanz und Abweisung sichtbar. Die affektive Solidarität ist nicht mit der funktionalen Solidarität gleichzusetzen. Instrumentelle Hilfeleistungen bedeuten nicht unbedingt, dass eine emotionale Verbundenheit zwischen den Generationen vorhanden ist.

Die assoziative Solidarität erfasst gemeinsame Aktivitäten: Dazu gehören Kontakthäufigkeit und die Art der Kontakte wie Telefonate, Treffen oder bspw. gemeinsame Urlaube.

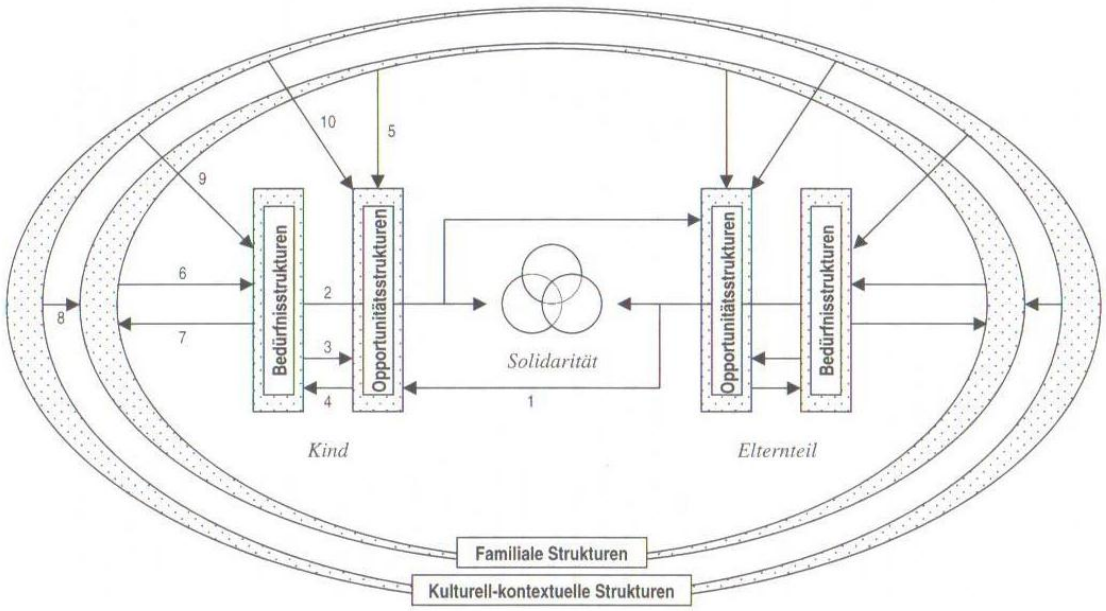
Die drei Formen der Solidarität sind nach Szydlik keineswegs als ausgeglichene Interaktionsbeziehungen zwischen den Generationen zu verstehen. Szydlik erweitert Solidarität um Ambivalenz, wobei er sich an Lüscher und Pajung-Bilger (1998) anlehnt. Intergenerationelle Beziehungen sind danach immer von Ambivalenz gekennzeichnet. Da in Interaktionen unter-

schiedliche Generationen involviert sind und Erziehung, Unterstützung und Solidarität verschiedene Muster, Anforderungen und Verhaltenseisen erfordern, die nicht immer kompatibel sind, sind solche Interaktionsstrukturen generell von Ambivalenzen im Fühlen, Denken und Handeln gekennzeichnet, die prinzipiell unauflösbar sind. Generationenbeziehungen sind damit weder harmonisch noch konfliktbeladen, sondern prinzipiell beinhalten sie beides, sie sind ambivalent in ihrer Struktur. Die intergenerationelle Ambivalenz besteht in einem unauflösbaren Widerspruch zwischen Abhängigkeit und Autonomie sowie der Schwierigkeit einer Solidaritätsnorm zu entsprechen, da die damit verbundene Reziprozitätsnorm permanent verletzt wird. Hilfe wird gegeben und in Anspruch genommen, aber nicht gleichermaßen direkt zurück geleistet. Es entstehen somit Ambivalenzen alleine aus der Solidaritätsnorm heraus.

Da die intergenerationellen familialen Interaktionsstrukturen grundlegend von Ambivalenz gekennzeichnet sind, wird diese der Solidarität vorgeordnet. „Generationenbeziehungen (…) zeichnen sich durch Widersprüche aus, durch Dilemmata, durch per se nicht auflösbare Ambivalenzen. Solidarität kann die Folge eines produktiven Umgangs mit Ambivalenz sein. Das Aushalten, Einbringen und die Auseinandersetzung mit Ambivalenz sind wichtige Bedingungen andauernder, womöglich lebenslanger Solidarität“ (Szydlik 2000, S. 41). Unauflösbarer Bestandteil von Generationenbeziehungen ist damit die Ambivalenz oder der Widerspruch von Nähe und Distanz, von Zu- und Abneigung, von Harmonie und Konflikt sowie von Abhängigkeit und Eigenständigkeit oder Zusammengehörigkeitsgefühl und Freiheitsdrang. Insofern ist dann Ambivalenz immer auch als eine Chance der Stabilisierung von familialen Generationsbeziehungen zu verstehen. Damit wird kein Gegensatz von Solidarität und Konflikt aufgemacht, da Solidarität bzw. solidarische Beziehung auch respektvolle Auseinandersetzungen mit Konflikten beinhalten.

Szydlik entwickelt ein theoretisches Modell familialer Generationensolidarität, in dem vier Faktorengruppen, Opportunitätsstrukturen, Bedürfnisstrukturen, familiale Strukturen und kulturell-kontextuelle Strukturen, bedeutsam sind. Innerhalb der Familie sind die intergenerationellen Beziehungen von den jeweiligen individuellen Bedürfnissen, Wünschen und Erwartungen der daran beteiligten Subjekte (Mutter, Vater, Schwester, Großeltern, etc.) beeinflusst. Die intergenerationellen Beziehungen sind zudem von den erweiterten Familienverband sowie den die Familie bestimmenden Normen und Sichtweisen geprägt. Es existieren Vorstellungen davon, wie diese familialen Generationenbeziehungen gelebt werden sollen. Zudem beeinflussen gesellschaftliche Faktoren das Familiengeflecht. Hierzu gehören rechtliche Regelungen der Familienzusammenführung oder des Kindergeldes sowie gesellschaftliche Entwicklungen von traditionalen zu globalen Gesellschaftsformen.

Modell: familiale Generationensolidarität



aus: Szydlik 2000, S. 45

Die Opportunitätsstrukturen, die Gelegenheiten, sich zu treffen oder sich zu sehen beeinflussen sowohl in positiver als auch in negativer Weise die Interaktionen. Das bedeutet, dass Pflege, die erforderlich ist auch Gelegenheiten benötigt durch räumliche Nähe oder auch finanzielle Ressourcen. Die geographische Nähe oder Entfernung ist daher für die Gestaltung der solidarischen Generationsbeziehung von großer Bedeutung. Zwar können Familienmitglieder aufgrund technologischer Entwicklungen der Kommunikationssysteme den Kontakt zwischen den Generationen halten, jedoch sind bei besonderen Hilfeleistungen geographische Nähen von Notwendigkeit. Eine andere Form von Opportunität ist das Zeitbudget, und damit die Möglichkeit sich anderen Familienmitgliedern zuzuwenden, Zeit aufzuwenden für Besorgungen, für Hausarbeit oder Kinderbetreuung.

Des Weiteren sind die Bedürfnisstrukturen von Bedeutung. „Bedürfnisstrukturen zeigen an, inwieweit die Individuen ein Bedürfnis nach intergenerationaler Solidarität haben. Bedürfnisse können finanzieller Art sein, wenn bspw. Eltern nicht genug Rente beziehen oder Kinder studieren“ (Szydlik 2000, S. 46). Zu den Bedürfnissen der einzelnen Familienmitglieder gehören aber auch gesundheitliche Einschränkungen, wenn zum Beispiel Hilfe in Anspruch genommen werden muss beim Einkaufen durch Behinderung oder Bettlägerigkeit. Genauso sind

aber auch emotionale Bedürfnisse nach Szydlik von Bedeutung, es ist der Wunsch nach Nähe, Verständnis und Anerkennung durch andere Familienmitglieder.

Die Solidaritätsmuster in familialen Generationenbeziehungen haben eine je eigene Geschichte: Die familialen Strukturen umschließen die gesamte Sozialisationsgeschichte der Familie. Insofern ist Solidarität nicht auf einen Zeitpunkt begrenzbar, sondern beinhaltet die ganze Geschichte wie frühkindliche familiale Ereignisse, die Beziehung zu erwachsenen Kindern sowie einschneidende Lebensereignisse wie Scheidung oder Tod oder gar physische und psychische Misshandlungen. Die familialen Strukturen umfassen auch die verschiedenen Rollenzuweisungen und -verteilungen in der Familie. So haben Frauen häufig eine Integrationsrolle (Keenkeeper). Auch sind die Rollen von Kind, Vater oder Mutter zugewiesen. Zentral sind aber auch die verschiedenen Mitglieder der Familie, die ein Gesamtes ergeben.

Die kulturell-kontextuellen Strukturen sind zentrale Rahmenbedingungen für die Gestaltung der intergenerationellen Beziehungen. Wirtschafts- und Steuersystem, der Wohlfahrtsstaat und gesetzliche Regelungen sowie der Arbeits- und Wohnungsmarkt sind gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die zu unterschiedlichen Handlungen, Bedürfnisstrukturen und damit letztendlich zu unterschiedlichen Solidaritätsbeziehungen in Familien führen. Zu den Opportunitätsstrukturen zählt Szydlik auch die Schichtzugehörigkeit, da sie spezifische Ressourcen bereitstellt. Hier vermutet Szydlik, dass höhere Bildungsschichten aufgrund genügend finanzieller Ressourcen solidarischer miteinander umgehen, da sie über mehr monetären Rückhalt verfügen als das Arbeitermilieu oder Angehörige der Unterschicht.

In den einzelnen Strukturen manifestieren sich dabei Ambivalenzen. Opportunität, Bedürfnisse, Familienstrukturen sowie kulturell-kontextuelle Strukturen sind nach Szydlik in ihrer ambivalenten Form zu analysieren. „Mit Opportunitätsstrukturen manifestieren sich letztendlich unauflösbare Entscheidungskonflikte zwischen Nähe und Distanz. (…) Ambivalenzen treten insbesondere bei den Bedürfnisstrukturen auf. Es existiert ein unauflösbarer Grundwiderspruch zwischen dem Bedürfnis der Generationen nach Verbundenheit und Autonomie. (…) Auch Familienstrukturen sind in sich ambivalent. (…) Schließlich ist auf Ambivalenzen innerhalb von kulturell-kontextuellen Strukturen hinzuweisen. Ein Beispiel sind widersprüchliche gesellschaftliche Normen zur familialen Generationensolidarität“ (Szydlik 2000, S. 52).

Die empirische Analyse ergibt sich aus mehreren Einzelstudien: Zum einen wurden 4883 Personen in den alten und neuen Bundesländern mit drei Altersgruppen (40-45jährig, 55-69jährig, 70-85jährig) untersucht, zudem wird auf den sozio-ökonomischen Penal (SOEP) für die alte Bundesrepublik zugegriffen. Untersucht wurden 12 290 Personen in 5921 Haushalten. Herausgegriffen werden Fragen zum Schwerpunkt Familie und soziale Dienste aus dem Jahre

1991 und 1996 (Szydlik 2002, S. 16ff.). Insgesamt stellt Szydlik fest, dass die familialen Generationsbeziehungen durchaus als solidarisch gekennzeichnet werden können. Einige Einzelaspekte werden dies im Folgenden verdeutlichen. Entwickelt werden zehn Beziehungstypen, wobei die ersten acht Typen sich auf Eltern und Kinder beziehen, die nicht mehr im selben Haushalt leben und die beiden letzten Typen zusammenlebende Familiengenerationen erfassen.

Unterschieden wird in entfremdet-unabhängig, entfremdet-helfend, ritualisierend-unabhängig, ritualisierend-helfend, autonom-unabhängig, autonom-helfend, eng-unabhängig, eng-helfend, entfremdet-coresident und eng-coresident.

- Beim ersten Typus liegen keine solidarischen Interaktionsformen vor, weder besteht eine enge Beziehung, noch findet ein häufiger Kontakt statt und es wird auch keine Hilfe geleistet.
- Der zweite Typus der solidarischen Generationsformen sieht sich relativ selten und die einzelnen Familienmitglieder fühlen sich auch nicht eng miteinander verbunden. Aber sie helfen einander, da sie dies als eine normative Verpflichtung verstehen und entsprechende Hilfen leistet.
- Der dritte Typus hat zwar häufig Kontakt untereinander, jedoch fühlen sich die einzelnen Familienmitglieder nicht verbunden und helfen sich auch nicht gegenseitig.
- Der vierte Typus zeichnet sich durch einen häufigen Kontakt und Hilfeleistungen aus, jedoch fühlen sich die Angehörigen nicht miteinander verbunden. Hier überwiegen ritualisierte Kontakte aus Gewohnheiten heraus.
- Der fünfte Typus weist eine emotionale Enge in den Beziehungen auf, jedoch findet kaum Kontakt statt und auch fehlt es an gegenseitigen Hilfestellungen. Hier überwiegen familiale Angehörige, die räumlich voneinander getrennt leben.
- Der sechste Typus hat wenig Kontakt untereinander, die einzelnen Familienmitglieder sehen sich oder sprechen sich selten, dennoch berichten sie von einer engen Beziehung und sie helfen sich auch untereinander.
- Der siebte Typus besteht aus einem engen Verhältnis mit häufigen Kontakten, jedoch wird keine Hilfe geleistet. Dieser Typus zeichnet sich dadurch aus, dass derzeit keine Hilfen notwendig sind.
- Der achte Typus weist eine hohe familiale Solidarität auf, die Beziehung wird als emotional stabil beschrieben, es besteht ein häufiger Kontakt untereinander und die Familienmitglieder helfen sich gegenseitig.

- Der neunte Typus (entfremdet-coresident) zeichnet sich durch häufige Kontakte aus, da Eltern und erwachsene Kinder im selben Haushalt leben. Jedoch besteht kein enges Verhältnis der einzelnen Familienmitglieder untereinander. Möglich sind eine ökonomische Notwendigkeit sowie eine als belastend empfundene Pflegesituation, die den entfremdet-coresidenten Typus ausmacht.
- Der zehnte Typus (eng-coresident) zeigt eine hohe Verbundenheit der Familienmitglieder im selben Haushalt, die sich gleichzeitig unterstützen und eng miteinander verbunden sind.

Insgesamt sind nach Szydlik die Formen familialer Generationensolidarität ausgeglichen. 93 % der Eltern erreichen ihre Kinder in maximal zwei Stunden, bei 75 % der Eltern wohnt die jüngere Generation sogar im selben Ort und nur 16 % haben eine größere Distanz als zwei Stunden zu überwinden. Auch wohnen noch 7 % der 40-85jährigen mit einem Elternteil in einer Wohnung bzw. unter demselben Dach. Zwischen den Generationen werden finanzielle Ressourcen weitergegeben. Hier kommt Szydlik zu dem Schluss, dass die monetären intergenerationellen Transfers zur Reproduktion von sozialer Ungleichheit maßgeblich beitragen, denn in Familien, in denen viel vererbt werden kann, sind die Kinder bevorteilt im Gegensatz zu jenen Familien, in denen kaum etwas oder gar nichts vererbt werden kann. „Beinahe 60 Prozent der 40-85 jährigen Deutschen in der Bundesrepublik haben bereits etwas geerbt oder erwarten noch eine Erbschaft. Lediglich 4 Prozent erben jedoch ein Vermögen, das mindestens eine halbe Million Mark beträgt. 17 Prozent erhalten mindestens 100.000 DM. Erbschaften vergrößern die sozialen Gegensätze in der Gesellschaft. Sie bevorteilen Personen aus höheren Bildungsschichten und benachteiligen diejenigen, die es von Haus aus ohnehin wesentlich schwerer haben, höhere soziale Positionen zu erreichen. Akademiker haben eine doppelt so große Chance wie Hauptschulabgänger, bereits etwas geerbt zu haben und sie weisen eine über drei Mal so hohe Wahrscheinlichkeit auf, in Zukunft (noch) etwas zu erhalten“ (Szydlik 2000, S. 239).

Hauptsächlich werden die erwachsenen Kinder beerbt. 75,2 % bedenken mit finanziellen Transfers ihre direkten Nachkommen, nur 13,5 % überreichen finanzielle Schenkungen an Enkel. Kinder, die in der Ausbildung sind, werden etwa doppelt so häufig mit monetären Zuwendungen von ihren Eltern bedacht wie erwerbstätige Kinder. Dies deutet auf die finanzielle Unterstützung in ökonomisch schwierigen Zeiten hin. Auch erhalten jüngere erwachsene Kinder häufiger finanzielle Unterstützungsleistungen. Mit steigender Anzahl an Kindern sinkt die Wahrscheinlichkeit für monetäre Transfers. Ab drei Kindern werden die monetären Transfers unterschiedlich verteilt. Diejenigen Kinder, die einen häufigen Kontakt zu ihren Eltern

haben, erhalten häufiger Geschenke und finanzielle Unterstützungen. „Eine größere emotionale Beziehungsenge und eine größere Kontakthäufigkeit gehen mit häufigeren Generationentransfers einher. Wenn sich die Eltern und Kinder weniger als ein Mal im Monat sehen oder sprechen, besteht eine über 40 % geringere Transferwahrscheinlichkeit, als wenn sie täglich in Kontakt sind“ (Szydlik 2000, S. 140).

Generell hängen die Generationsbeziehungen stark von den Erfahrungen in der Kindheit ab. Kinder haben zu jenem Elternteil größeren Kontakt, bei dem sie aufgewachsen sind. Erwachsene, die mit der alleinlebenden Mutter aufgewachsen sind, haben eine sehr enge Beziehung zu ihr und Kinder, die in Zwei-Eltern-Familien aufgewachsen sind, nennen auch eine enge Kind-Mutter-Beziehung. Die Beziehung zur Mutter ist generell enger als diejenige zum Vater. Die Kind-Vater-Beziehung wird generell als wesentlich flüchtiger erlebt. Besonders dann, wenn die Kinder bei der Mutter aufgewachsen sind. Bedeutsam ist aber auch die Konfessionszugehörigkeit: Diejenigen die konfessionslos sind, berichten über weniger enge Verhältnisse zwischen den Generationen und auch zu anderen Verwandten.

Private Transfers finden vor allen in der direkten verwandtschaftlichen Linie statt, sind Leistungen zwischen Eltern und Kindern. Weitere Verwandte unterstützen sich seltener, leisten weniger finanzielle Transfers und hören oder sprechen sich auch seltener. So erhalten vier von fünf Eltern Unterstützung von ihren erwachsenen Kindern im Bereich der Hilfe. Die emotionale Verbundenheit zwischen erwachsenen Kindern und Eltern ist gleichermaßen hoch. Während erwachsene Kinder ihre alten Eltern emotional stützen und Hilfestellungen leisten, fließt der private monetäre Transfer von der älteren zur jüngeren Generation. Damit besteht ein wechselseitiger Transfer: instrumentelle Hilfeleistungen erhalten die Eltern von ihren Kindern und monetäre Unterstützung bekommen Kinder von den Eltern. Allerdings wird die emotionale Nähe unterschiedlich eingeschätzt. Eltern betonen stärker eine emotionale Verbundenheit als Kinder. „Eltern tendieren dazu, daß Ausmaß ihres Verständnisses für die Ansichten der Kinder und ihres gegenseitigen Einvernehmens zu überschätzen. Kinder neigen im Gegenzug dazu, die intergenerationale Solidarität unter- und die Konflikte überzubewerten“ (Szydlik 2000, S. 235). Dabei sind es die Frauen, die emotional engere Beziehungen pflegen, häufiger telefonieren und stärker miteinander verbunden sind. Mehr als neun von zehn Müttern haben ein enges Verhältnis zu ihrer Tochter, bei den Söhnen sind es sieben von zehn, die eine enge Beziehung zum Vater angeben.

Die empirische Studie von Szydlik über solidarische Lebensformen zwischen Generationen verdeutlicht, dass nicht von einem Krieg der Generationen gesprochen werden kann. Solidaritätsformen basieren auf ambivalenten Strukturen, die aber auch positiv zu begreifen sind, da

sie die Möglichkeit enthalten, intergenerationelle Beziehungen nicht mit Ansprüchen zu überfrachten, sondern offen zu gestalten und als „workingprocess“ zu begreifen. Die unterschiedlichen Formen der Solidarität (funktional, affektiv, assoziativ) beruhen dabei weniger auf normativen Annahmen, sondern auf konkreten Formen der monetären Hilfeleistung, gemeinsam verbrachten Zeit und räumlichen Nähe sowie empfundenen gefühlsmäßigen Verbundenheit, des Zusammengehörigkeitsgefühles der Generationen, der gemeinsamen Aktivitäten, der Kontakthäufigkeit und Gestaltung von Freizeit. Die zehn Typen, die Szydlik herausarbeitet, zeigen auf, dass die drei Formen der Solidarität in Familien unterschiedlich gestaltet werden und es durchaus möglich ist, dass bspw. monetäre Transfers vorhanden sind, die Familienmitglieder sich aber nicht als verbunden verstehen. Auch ist möglich, dass eine emotionale Nähe beschrieben wird, aber die Kontakthäufigkeit sehr gering ist und finanzielle Transfers nicht stattfinden. Intergenerationelle familiale Solidarität ist sehr vielschichtig und weist unterschiedliche Dimensionen auf, wobei soziales Milieu, Geschlecht und Konfession die familialen Generationsbeziehungen wesentlich strukturieren.

Aufgaben/ Fragen:

1. Erklären Sie inwiefern Solidaritätsformen ambivalent sind und verdeutlichen Sie dies anhand der zehn Typen.
2. Erklären Sie das theoretische Modell familialer Generationensolidarität von Szydlik und diskutieren Sie Vor- und Nachteile.
3. Erklären Sie inwiefern nicht von einem Krieg der Generationen gesprochen werden kann und ziehen Sie dazu empirische Ergebnisse heran.

Literatur:

Bengston, Vern L., Robert E. L. Roberts: Intergenerational Solidarity in Aging families: An example of formal theory construction. In: Journal of Marriage and the family, 1991 53, 4: S. 856- 870

Kohli, Martin; Szydlik, Marc (Hrsg.): Generation in Familie und Gesellschaft. Opladen 2000

Lüscher, Kurt; Pajung-Bilger, Brigitte: Forcierte Ambivalenzen. Ehescheidung als Herausforderung an die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen. Konstanz 1998

Szydlik, Marc: Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen Erwachsenen, Kindern und Eltern. Opladen 2000

Szydlik, Marc (Hrsg.): Generation und Ungleichheit. Wiesbaden 2004